

Suhrkamp

Ruth  
Andreas-  
Friedrich  
Schauplatz  
Berlin

Tagebuchaufzeichnungen  
1945 bis 1948

suhrkamp taschenbuch 1294

Ruth Andreas-Friedrich wurde 1901 in Berlin geboren. Nach der Ausbildung zur Wohlfahrtspflegerin und einer Buchhändlerlehre arbeitete sie als freie Journalistin und schrieb u. a. Serien in Frauenzeitschriften und Bücher über »Angewandte Psychologie«. Nach dem Krieg war sie Mitherausgeberin der ersten Wochenzeitung *sie*. Ruth Andreas-Friedrich starb 1977 in München.

Lag in dem Tagebuch von 1938 bis April 1945 *Der Schattenmann* (st 1267) der Schwerpunkt bei den Aufzeichnungen einer kleinen Widerstandsgruppe von Menschen in Berlin, so dokumentieren die Aufzeichnungen der folgenden drei Jahre das Leben in der zerstörten Reichshauptstadt Berlin von der Befreiung der Stadt durch die Russen bis zum Blockade-Winter 1948/49. Mit großen Hoffnungen stürzt man sich in den Überlebenskampf, organisiert und räumt auf, richtet Kabarets ein und gibt erste Konzerte, aber immer deutlicher stellt sich heraus, daß aus vielen Gründen die Chance für einen wirklichen Neubeginn vertan wird. Berlin wird zur Viersektoren-Stadt und dann, nachdem im Ostteil die Zwangsvereinigung der SPD und KPD zur SED vollzogen wurde, immer mehr zu einer zweigeteilten Stadt. Mit geradezu prophetischem Blick notiert die Autorin: »Möglich, daß wir ab morgen zwei Stadtregierungen und eine chinesische Mauer mit Wehrgang und Wachttürmen längs der Sektorengrenze haben.«

Der erste Band der Aufzeichnungen von Ruth Andreas-Friedrich *Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938–1945* (st 1267) enthält ein Nachwort von Jörg Drews, in dem erstmals ein kurzer Rechenschaftsbericht über die Hilfs- und Widerstandsarbeit der »Gruppe Emil« veröffentlicht wird, ein Dokument, das sich im Münchner Institut für Zeitgeschichte fand.

Ruth Andreas-Friedrich  
Schauplatz Berlin

Tagebuchaufzeichnungen

1945-1948

Suhrkamp

3. Auflage 2016

Erste Auflage 1986

suhrkamp taschenbuch 1294

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1984

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37794-9

*Heike und Frank  
gewidmet*



Berlin. Sonntag, 29. April 1945

»Sie schießen immer noch«, sagt Frank in die Dunkelheit hinein. Ich höre, wie er nach den Streichhölzern tastet. Ein Flämmchen glimmt auf, zuckt und erlischt wieder. Durch den Keller zieht der Dunst von Petroleum. »Ist irgendwas los?« »Sie schießen«, wiederholt Frank. »Wer?« Ich versuche, mich zurechtzufinden. Krieg? – Nein. Als wir uns schlafen legten, war der Krieg vorbei. Gestern war Endkampf um Berlin. Front vor der Haustür. – Wir hockten im Keller. Jo Thäler, Frank, Andrik und Fabian. Heike Burghoff, Dagmar und ich. Zwei Illegale, zwei Halblegale, drei Fastlegale. Die ganze »Clique«. Tiefflieger, Flammenwerfer, Granatbeschuß. Dazwischen die Werwölfe. Wie Hundegebell kläfften ihre Gewehrschüsse gegen die anstürmenden Russen. Dann dröhnt es. Dann brüllt es. »Sie kommen«, schreit jemand. Fremde Gestalten drängen sich durch den Gang. Andrik läuft ihnen entgegen. »Drusja«, hören wir ihn rufen. »Drusja, Towarisch! . . . Freunde!« Dann sind wir erobert. Essen russische Kascha mit russischen Soldaten. Und oben im Haus quartiert sich der russische Befehlsstab ein . . .

»Frank«, flüstere ich. »Wer schießt denn?« – »Weck die andern«, sagt er statt einer Antwort. Ich rutsche von meiner Luftschutzmatratze. Neben mir liegt Jo Thäler, die Decke über den Kopf gezogen. Zwei Schritte vor ihm Dagmar. Sie atmet wie ein Kind im Schlaf. »Aufstehen!« Ich stolpere auf den Gang. »Heike! Fabian!« Vor meinen Füßen rollen zwei Schatten vom Ziehharmonikabett. »Wo steckt denn Andrik?« Sein Platz quer vor der Kellertür ist leer. Die Kissen sind kalt. »Andrik!« rufe ich. Keine Antwort.

Inzwischen hat Frank die Luftschutzlampe entzündet. Notlicht im Marmeladenglas. Der Docht aus Stopfwohle schnuppt rötliche Rußegel gegen die Decke. Zu sechst stehen wir um den weißen Kindertisch, der drei Jahre lang unsere Luft-



schutzutensilien hütete, starren – schlaftrunken – auf Gasmasken, Brandbinden, Knäckebrötchen, Wasserflasche und ein verstaubtes Gewirr von Schutzbrillen. »Also, was ist los?« – »Na, hört ihr nichts?« fragt Frank. »Werwölfe!« Heikes Kindergesicht ist starr vor Schrecken. Frank nickt. »Ich glaube, wir müssen das Kriegsbeil wieder ausgraben. Was sagen denn die da oben?« Über unseren Köpfen stampft der Gleichschritt eines Postens. Jetzt hören wir irgend jemand schreien. »Rassypatoja« oder so. Es klingt wie ein Kommando. Wieder kracht ein Schuß. »Verdammte Scheiße!« flucht Frank. Plötzlich ist Andrik da. »Man hat mich zum Dolmetschen geholt«, berichtet er. »Man war recht nett zu mir, aber . . .« Tack, tack . . . tack, tack, tack, pfeift es gegen die Mauer. »Und das nennt sich Frieden«, stöhnt Fabian und dreht ein paar Kippen in Seidenpapier. »Wie spät ist es eigentlich?« »Sechs«, sagt Jo Thäler. Dagmar stöbert in den Vorräten. »Ich bin trotzdem für Frühstück!« Sie schiebt Brandbinden und Schutzbrillen beiseite und legt einen angeschnittenen Brotlaib auf den Tisch. Aus Flaschen, Tassen und Töpfen gießen wir die letzten Wasserreste zusammen. Heike schmirt Marmeladenbrote. »Pro Brot ein Schluck Wasser«, ordnet sie an. Wir kauen schweigend. Der Wasserbecher wandert im Kreise.

Es wird sieben. Es wird acht. Über uns poltern Soldatenstiefel. Dann fliegt die Kellertür auf. »He!« brüllt eine Stimme. Andrik springt vor. »Was gibt's?« fragt er auf russisch. »Befehl zum Räumen.« Der mongolische Posten, der gestern noch so freundlich schien, fuchelt mit seiner Maschinenpistole. »Zwanzig Minuten . . . dwatset minutij«, drängt er. »Warum denn, großer Gott?« Der Soldat deutet hinaus. Wieder bellt draußen eine Maschinenpistole. »Skoro . . . skoro . . .«, treibt er zur Eile. Wir stehen wie gelähmt. »Ich geh mal fragen«, sagt Andrik und läuft schon nach oben. Niedergeschlagen kehrt er zurück. »Es ist wegen der Werwölfe. Sie wollen die Siedlung auskämmen. Zehn Mann Verlust in einer Nacht. Man kann es ihnen nicht übelnehmen.« »Skoro . . .

skoro«, mahnt der Posten. Im Keller hebt ein Chaos an. Packen . . . Räumen . . . Koffer auf . . . Koffer zu. Jeder steht jedem im Wege. »Meine Manuskripte . . . Himmel«, jammert Fabian. »Eben lagen sie noch hier.« Kopflös wirft er durcheinander, was ihm in die Hände fällt. In einer Ecke schmirt Heike Marmeladenbrote, stopft Päckchen um Päckchen in ihr gehäkelttes Einkaufsnetz. Noch vier Minuten, zwei Minuten. Noch eines Atemzugs Länge, um den Sprung aus gewohntem Leben zu tun. »Die Schreibmaschine! Vergiß die Schreibmaschine nicht«, ruft Frank. Ich lasse den Koffer mit Sommerkleidern fahren und angle zwischen Kisten, Kasten und herausgezerrten Schrankinhalten die Schreibmaschine hervor. Bombenverluste enthoben einen wenigstens der Verpflichtung, selbst darüber zu entscheiden, auf was man in Zukunft verzichten zu können glaubt. – »Seid ihr fertig?« Schwankend unter unseren Lasten steigen wir einer nach dem anderen die Kellertreppe hinauf. »Eij Uchnjem« . . . zieht fest an . . ., pfeift Fabian. Wir schauen nicht zurück. Im Gänsemarsch trotten wir durch die Gärtnerei, die die Siedlung am Wasserturm vom Bergfriedhof trennt. Neben mir geht Andrik. In der Rechten zwei Koffer, in der Linken zwei Koffer; der Schweiß rinnt ihm von der Stirn. »Wohin?« frage ich. »Irgendwohin, wir werden schon sehen.« Er lächelt ermutigend. »Hand in Hand«, zitiert er halblaut das Motto unserer Liebe.

Der Morgen ist schön und klar. Wenigstens diesen Frühling kann uns keiner nehmen. »Über den Friedhof«, ruft Frank, unser Pfadfinder aus Naturbegabung. »Die Bismarckstraße ist abgeriegelt.« Wir schwenken in den Friedhof ein. Auf dem Weg liegt ein toter Soldat. Die Arme weit ausgebreitet, das Antlitz dem Himmel zugekehrt. Er ist nicht der einzige. Rechts liegen sie und links. Zwischen die Gräber gedrängt wie Garben nach dem Schnitt. Über ihnen leuchtet der Frühling. »Sei getreu bis in den Tod . . .«, lese ich auf einem umgestürzten Sockel. Wem eigentlich getreu? Den Nazis? Dem Vaterland? Dem Fahneneid? Die stummen Toten geben stumme

Antwort. »Dir selber . . . nur dir selber . . .« »Hör mal die Amsel!« Heike stößt mich an. Für einen Augenblick lasse ich die Koffer fahren. »Wahrhaftig . . . Daß es noch Amseln gibt!« Ein Schatten huscht über die Sonne. »Achtung, Tiefflieger«, schreit Jo. Blitzschnell liegen wir alle auf dem Bauch. Das Gesicht gegen die Hügel gedrückt, nachbarlich zwischen Gestorbenen und Gefallenen. Zwei Maschinengewehrsalven pfeifen über uns, so niedrig, daß sie uns fast berühren. Wir kriechen in die Erde hinein – wir werden so flach wie Briefmarken. – Still! – Vorsichtig hebt Frank den Kopf. »Wir können weiter.« Er richtet sich auf und klopft den Sand von den Knien. »Eij Uchnjem«, pfeift Fabian.

Hinter der Bergstraße hält uns eine Postensperre an. Andrik verhandelt; versucht beharrlich, ihnen etwas klarzumachen. Unsere Augen hängen an seinem Gesicht. Jetzt ist er fertig. »Stadteinwärts.« Er greift ergeben wieder nach seinen Koffern. Immer langsamer schleppen wir uns durch die Straßen. Nirgends ein Mensch. Nur ab und zu geht ein fremder Soldat an uns vorüber, mustert uns mißtrauisch und tastet nach seiner Maschinenpistole. Aus der Ferne tönen Schüsse. »Halt«, sagt Frank plötzlich. Wir stehen vor einem zerborstenen Haus. Bomben haben sein Dach abgedeckt und die obersten Stockwerke zusammengedrückt. Neben der ausgerissenen Tür liegt ein Berg von Trümmern. Motorengesurr . . . »Rein«, schreit Frank. Mit Koffern und Bündeln hasten wir über den Schutthaufen, eine Treppe hinunter, eine Treppe hinauf, finden uns wieder in einem ausgeräumten Kohlenkeller. Über uns krachen Einschläge. »Gemütlich, unsere neue Heimstätte.« Heike wirft ihren Rucksack auf den Boden und blickt prüfend in die Runde. »Hm . . .«

Nach fünfzehn Minuten ist der Angriff vorüber. »Was nun?« Ich grübele im stillen, wie wir es fertigbringen, aus neunundzwanzig Gepäckstücken sieben einigermaßen brauchbare Nachtlager herzustellen. »Man muß sich eben umsehen«, sagt Frank. »Kein Haus besteht nur aus Kohlenkellern.« Nach einer Stunde brechen wir zum zweitenmal zur Portierwoh-

nung im Souterrain auf. Ein Zimmer mit Küche. Sogar möbliert, soweit die Bomben es übrigließen. »Wenn es so weitergeht, sind wir am Abend in der Beletage.« Wir ziehen unsere Gepäckstücke die Kellertreppe herauf. Vor der Tür gibt es eine Verzögerung. Fünf Russen flankieren den Eingang. »Uhri . . . Uhri?« fragen sie. Frank schiebt hurtig den Rockärmel zurück. »Acht Minuten nach elf.« – Es war nicht so gemeint. Im Handumdrehen verschwindet seine Armbanduhr in der Tasche des Fragers. »Uhri? Uhri?« Der Ton ist freundlich, beinahe herzlich. Fünf Uhren wechseln ihre Besitzer. Uhrlos und zeitlos beziehen wir die teilzerbombte Souterrainwohnung des geflüchteten Hauswarts Erwin Machulke.

Vier Männer, drei Mädchen. Die Reste der Widerstandsgruppe »Onkel Emil«. »Wir sollten ein bißchen saubermachen«, sagt Heike und schaut auf die Mörtelbrocken auf Möbeln und Fußboden. »Wenn wir hier länger bleiben . . .« Staub wirbelt uns in die Nase. Wie aufgescheuchte Hühner flüchten die Männer in die hinterste Ecke. Nach anderthalb Stunden sieht Herrn Machulkes teilzerbombte Souterrainwohnung beinahe behaglich aus. Dagmar inspiziert den Küchenschrank. »Ratzekahl«, stellt sie fest. »Wie ausgefegt. Und das bei meinem Hunger!« – Hunger? Auch wir spüren plötzlich, daß wir seit morgens nichts gegessen haben. Von Luft kann man nicht leben. Auch nicht von Manuskripten im Evakuierungskoffer. »Man muß sich eben umsehen«, wiederholt Frank seine Devise vom Morgen. Er wendet sich an Jo. »Hältst du mit?« Jo Thäler nickt. Gemeinsam machen sie einen Vorstoß in die oberen Etagen. »Fallt bloß nicht runter«, ruft Heike ihnen nach. Halsbrecherisch genug sehen ihre Klimmzüge über die zerbrochene Treppe aus. »Auffangen«, tönt es kurz darauf von oben. Zwei Matratzen fliegen herab. Kopfkissen, drei Pferdedecken, eine Bratpfanne, ein Morgenrock. Mit gefüllten Taschen kehren die beiden zurück. »Es lohnt kaum die Mühe«, sagt Frank und wirft ein paar Grütze- und Nudelsäckchen, zwei Bund Zwiebeln und ein Päckchen Mischkaffee

auf den Tisch. »Im Höchsthfall ein Abendbrot. Wir müssen weitersuchen.«

Der Anblick der unscheinbaren Tütchen beunruhigt uns. Wenn nun die Eigentümer . . . Unser Gewissen zwick unangenehm. Jeder hat mal das siebente Gebot gelernt: Du sollst nicht . . . du sollst nicht . . . Stumm stehen wir um den Tisch. Huuiiii! macht es draußen. Der Fußboden zittert. Krrrach! explodiert eine Bombe in der Nähe. Die Tütchen rutschen durcheinander. Ein Hagel von Stuckkrümeln prasselt von der Decke, und wie durch Zauberschlag verschwindet das siebente Gebot aus unserem Gedächtnis. Wo werden wir sein, wenn die nächste Bombe fällt? Wo jene Tütchen? Wo deren Eigentümer? Weit fort von hier steht die Siedlung am Wasserturm. Mit allem, was wir besaßen, mit allem, was uns lieb war. Die Ordnung der Dinge hat aufgehört. Plötzlich überkommt es uns wie ein Rausch. Wir reden laut und durcheinander. »Los, Kinder!« ruft Fabian. Wir stürmen hinaus. Nur Andrik bleibt zurück und blickt uns grübelnd nach.

Die Straßen liegen ausgestorben. Es sind keine Straßen. Nur aufgerissene, schuttüberschüttete Furchen zwischen zwei Reihen von Häuserruinen. Was für Menschen lebten in ihnen? Der Krieg hat sie fortgeweht. Uns verschlug er in die Souterrainwohnung des Portiers Erwin Machulke. Die Ordnung der Dinge hat aufgehört. Wer leben will, muß essen. Wir leben! Fühlen, daß wir leben, wie niemals zuvor. – »Das ist der Sprung in den Abgrund«, denke ich noch, dann stürzen wir uns wie Habichte rechts und links in die Ruinen. Wir klettern über Trümmerberge, wühlen zwischen Schutt und Scherben, kriechen durch fremde Keller, zerren an fremden Kisten und Koffern. Granaten sausen über uns. Wir achten, nicht darauf, nehmen uns kaum die Mühe, in Deckung zu gehen. Ein Fieber hat uns gepackt. »Mensch, Suppenwürfel! Ganze Kisten voll Suppenwürfel!« ruft Fabian aus einem Kellerloch. »Und Gummibonbons! Und Brausepulver! Einen Laden können wir mit Brausepulver aufmachen!« Erregt steigt sein staubverschmiertes Gesicht hinter einem Mörtel-

berg hervor. Brausepulver! Warum eigentlich Brausepulver? Keiner von uns hat sich je für Brausepulver interessiert. Jetzt schleppen wir im Schweiß unseres Angesichts fünf Schachteln voll Himbeerbrause durch das zertrümmerte Berlin. Jubeln, als hätten wir einen Schatz gefunden. Frank weist triumphierend drei Barchenthemden vor. Eine Schlossermontur, ein Paar Wasserstiefel und zwei verblichene Strickwesten. »Willst du das anziehen?« fragt Andrik. Betroffen fahren wir zusammen – wie Nachtwandler, die man geweckt hat. Dann schiebt Jo Thäler wortlos sein Bündel mit Frauenunterzeug hinter den Schrank.

Montag, 30. April 1945

Zu vieren liegen wir im Machulkeschen Ehebett. Auf den Matratzen vom Oberstock. Zugedeckt mit Pferddecken unbekannter Provenienz. »Eigner Herd ist Goldes wert« steht in bunter Seidenstickerei über dem Bett. Der Tag scheint ins Zimmer. Niemand ahnt, wieviel Uhr es ist. In der Küche kocht Heike Würfelsuppe. Frühstück? Mittagessen? Abendbrot? »Is' doch wurscht. Man ißt eben, wenn man was hat und wenn man hungrig ist.« Wir sind hungrig. Wir haben etwas. Also essen wir. »Ein Happen Brot wär' auch nicht übel«, murmelt Fabian in die Mahlzeit hinein. Dagmar schimpft: »Gourmand. Sei froh, daß du . . .« Sie stockt. Im Hausflur tönen Schritte. Ein Gesicht schiebt sich durch die Tür. Unser mongolischer Posten von der Siedlung am Wasserturm. »Strastje«, grüßt er und grinst. Wir springen in die Höhe. Andrik dolmetscht. »Er will uns nur besuchen«, erklärt er. »Ist stolz, daß er uns gefunden hat.« »Besuchen?« Die Clique atmet auf. Heike läuft nach einem Stuhl und füllt für den Gast einen Teller mit Würfelsuppe. Der schnuppert mißtrauisch und rümpft die Nase. »Nix gut«, meint er kopfschüttelnd. »Auf Schweine gut.« Beleidigt trägt Heike das Produkt ihrer Kochkunst beiseite. Man fühlt sich nicht gern als Mensch zweiter Ordnung. Zum ersten Mal spüren wir, daß wir besiegt worden sind.

Unser Gast hat es sich inzwischen bequem gemacht. Mit breitem Lächeln greift er in die Tasche und wirft eine Handvoll Bonbons auf den Tisch. »Für die Mädchen«, übersetzt Andrik. Drei Stunden sitzt der Mongole und plaudert. Die Maschinenpistole über den Knien, zwei Handgranaten am Gürtel, gräbt er aus den Tiefen seines Rockes erstaunliche Gegenstände: Armbanduhren, Feuerzeuge, goldene Ringe, silberne Halsketten. Wie ein Kind klimpert er mit seinen Preziosen, dreht sie um die Finger, hält sie verspielt gegen das Licht. »Woher hast du das alles?« erkundigt sich Andrik. »Trophäen«, antwortet er schlicht. – Also Trophäen nennt man so etwas. Die Brausepulver und die Suppenwürfel. Die Barchenthemden und die Strickwesten. Nicht Diebstahl – Trophäen! Über Trophäen findet sich nichts im siebenten Gebot.

Zu guter Letzt wird der Mongole vertraulich. »Frau komm«, sagt er zu Dagmar und versucht, sie auf den Schoß zu ziehen. Dagmar will nicht. Sie wehrt und windet sich. Wütend springt der Mongole auf. »Tschort!« flucht er, greift nach seiner Maschinenpistole und sieht aus wie ein gereiztes Raubtier. Mit Mühe beschwichtigt ihn Andrik. »Maja dotschka . . . meine Tochter.« – »Aha, Dotschka! Familje!« nickt der Soldat und beruhigt sich allmählich. Aber die Freundschaft hat einen Riß, und als er sich kurz danach verabschiedet, sind wir alle erleichtert.

»Gehen wir trophäieren«, schlägt Frank am Abend vor. Es ist kurz nach Sonnenuntergang. Wieder liegen die Straßen verlassen. »Wo stecken bloß die Berliner«, wundert sich Heike. »Im Bunker, wo denn sonst. Nicht jeder hat Lust, sich als . . .«, huiitt fegt eine Tieffliegersalve gegen die nächste Wand . . ., »wandelnder Kugelfang zu betätigen«, beendet Jo Thäler seinen Satz, als wir uns aus dem Straßenstaub erheben. Aufstehen, hinwerfen, hinwerfen, aufstehen. Vorsichtig pirschen wir uns weiter. Plötzlich schreit Heike auf. Vor uns um die Ecke trottet ein weißer Ochse. Sanftäugig, mit schweren Hörnern. Wer weiß, woher er kommt. Das Pflaster Berlins hat

über den Kopf ziehe und mich vor allen nagenden Problemen in einen bleiernen Schlaf flüchte.

In der Nacht wache ich auf. Der Strahl einer Taschenlampe gleitet über mein Gesicht! »Frau komm!« höre ich eine Stimme. Fuseldunst schlägt mir entgegen. »Andrik!« rufe ich. »Frank!« Eine Hand legt sich auf meinen Mund. »Gute Frau . . . komm«, wiederholt die Stimme. Ein schwerer Körper sinkt drückend auf mich nieder. »Nein, nein«, gurgle ich halberstickt und rutsche tiefer in die Kissen. Fuseldunst. Dicht über meinem Ohr keucht heißer Atem. O Gott! . . . großer Gott! . . . Da wird die Tür aufgerissen. Andrik stürzt herein, eine Kerze in der Hand, fahl mit verzerrten Lippen. Hinter ihm tönt Lärm. Der fremde Soldat läßt von mir ab und richtet sich auf. Verlegen antwortet er auf Andriks herrische Fragen. »Was treibst du nur?« fährt er mich an. »Was ich treibe?« Erst jetzt komme ich richtig zu mir. »Ich glaube . . . nichts!« »Na also«, murmelt Andrik. Seine Stimme klingt zersprungen. Er blickt auf den Russen, macht eine Gebärde zur Tür und wendet sich zum Gehen. Der Spuk verschwindet. Wieder liege ich allein und im Dunkeln.

Erst gegen Morgen kommen die anderen. Verstört, erschöpft. Russische Gäste die ganze Nacht. Ungute Gäste. Maifeiertrunkene, die nach Liebe jagten. »Wie gestochene Ferkel quiekten ihre Opfer in den Kellern«, sagt Fabian schaudernd. Andrik sinkt ins Bett. Fuseldunst schlägt mir entgegen. »Hast du getrunken?« »Gett-t-runken«, lallt er. »Imm-m-mmer gett-t-trunken. Damm-m-mit sie die Mädch . . .«, den Rest erstickt der Schlaf. O Andrik, lieber Wächter!

Dienstag, 1. Mai 1945

Wortkarg versammeln wir uns um das Suppenwürfelbrüstück. Alle hängen ihren Gedanken nach. Die Gedanken sind nicht fröhlich. Schließlich bricht Jo das Schweigen. »Es hat eben jeder mal seinen Zusammenbruch.« Frank nickt. Die Schlossermontur liegt ihm im Magen. »Auch die anderen sind keine Engel«, versucht sich Heike zu rechtfertigen. »Nur daß



uns das nichts angeht«, sagt Andrik trocken. Dann verstummen wir wieder. Über den Rausch von gestern hat sich ein bleischwerer Kater gelegt. Er weicht auch nicht, als gegen Mittag der Mongole erscheint und uns verkündet, daß wir in die Siedlung zurückkehren dürften. »Partisankij kaputt«, lacht er und klopft auf seine Maschinenpistole. Träge, fast gleichgültig rüsten wir zum Aufbruch. Packen, Räumen, Kramen. Adieu, Herr Machulke. Adieu, Heimstätte von drei Tagen. Mit neunundzwanzig Gepäckstücken, mit Suppenwürfeln und Brausepulver, mit Gummibonbons und drei Eimern voll frischgeschlachtetem Ochsenfleisch machen wir uns auf den Heimweg.

Der Granatbeschuß hat aufgehört. Auch die Flieger sind stiller geworden. Nur ab und zu zieht ein Jäger über uns seine zierlichen Schleifen. Zum zweitenmal scheint der Krieg vorbei. Aus Bunkern und Kellern wagt es sich zögernd ans Licht. Menschen kommen uns entgegen. Zu zweien oder in Grüppchen. Sie tragen weiße Binden um den Arm, die Frauen rote Kopftücher. Fabian tippt mich auf den Rücken. »Apartes Mimikry, Naziflaggen als Sowjetsymbol.« Ich blicke nach dem Objekt seines Spottes. Tatsächlich. Kreisrund leuchtet aus jedem Kopftuch das unverblüchene Mittelteil, verräterischer Untergrund für ein gewesenes Hakenkreuz. Was mag in den Gehirnen vorgehen, die unter diesen Tüchern stecken? Gestern braun. Heute rot. Morgen vielleicht das Sternenbanner und übermorgen der Union Jack. Kann man seine Weltanschauung durch ein paar Trennfäden ändern? Wer Tücher und Armbinden, Knopflochverzierungen und Abzeichen braucht, braucht sie für sich selber. Weil er sich selber nicht traut. – Konnten *wir uns* denn trauen? Die Gummibonbons fallen mir ein. Die Strickwesten und der geschlachtete Ochse. Vielleicht ist alles nur ein Gradunterschied. Und niemand hat Grund, sich über den Nächsten zu entrüsten. Je weiter wir nach Süden vordringen, desto schrecklicher starrt der Krieg uns an. Wir klettern über Bombentrichter. Zwängen uns durch Stacheldrahtgewirr und kopflos zusam-

mengehäufte Möbelbarrikaden. Durch Sofas glaubte unsere Heeresleitung den russischen Vormarsch aufzuhalten! Durch Wachstuchsofas, Ohrensessel und zerbrochene Kleiderschränke. Man möchte lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Zerlöcherter Panzer sperren den Weg. Kläglich recken sie ihre Rohre hinauf in den Himmel. Ein fataler Geruch steigt aus ihnen. Süß, schwer und beklemmend. »Es riecht, wie wenn man stirbt«, geht es mir durch den Sinn. Ich mache, daß ich weiterkomme. Die Postensperre ist verschwunden. Nur ein paar verstreute Patronenhülsen kennzeichnen die verlassene Stelle. Ausgebrannte Häuser rechts und links. Gott sei uns gnädig, wenn das so weitergeht! Stumm wandern wir unseres Weges. Die Last der Gepäckstücke drückt uns zu Boden. »Eij Uchnjem«, pfeift Fabian. Hinter einem Mauervorsprung sitzt ein alter Mann. Die Pfeife in der Rechten, in der Linken sein Feuerzeug. Er sitzt in der Sonne und rührt sich nicht. Warum sitzt er so still? Warum rührt er sich nicht? Eine Fliege krabbelt ihm übers Gesicht. Grün, fett und schillernd. Nun kriecht sie ihm in die Augen. Die Augen . . . Barmherziger Himmel! Trübschleimig tropft es auf seine Wangen. Ein Toter sitzt dort, und er starb nicht erst gestern . . .

Endlich taucht in der Ferne der Wasserturm auf. Wir sind am Friedhof. Das Tor zur Leichenhalle steht breit geöffnet. Wieder riecht es süß und beklemmend. »O sieh nur«, stammelt Fabian. Scheu streife ich den dämmerigen Raum. Tote, lauter Tote. Man hat sie auf den Fußboden gelegt. Reihe um Reihe, Leiche an Leiche. Kinder sind darunter, Erwachsene und Greise. Von irgendwoher zusammengetragen. Das ist der Schlußstrich unter fünf Jahre Krieg. Daß Kinder die Leichenhallen füllen und Greise hinter Mauern verwesen . . .

»Hat man hier Himbeergelee gesät?« fragt Dagmar in meine Gedanken hinein. Ich blicke empor. Vor mir im Gras stehen zwei Töpfe mit Eingemachtem. Daneben noch mehr. Als hätte man über die grünen Rabatten den Inhalt einer Speisekammer gestreut. Angestochene Konservendosen, halbgeleerte Mar-

ihn nicht geboren. Frank und Jo sehen sich an. Trophäe? . . . Du sollst nicht stehlen . . . Tiefflieger, Granaten, Ruinen . . . Darf man denn . . . Kann man denn? Behutsam stolpert der Ochse um ein aufgerissenes Trichterloch. Jawohl, Trophäe! entscheidet der Trichter. Im nächsten Augenblick haben wir das Tier umstellt. Jo packt es bei den Hörnern. Vereint ziehen wir es in den Hof unserer Fluchtwohnung. Andrik wiegt den Kopf. »Man muß die Russen fragen.« Wir fragen die Russen. »Nehmt, ehe ihn andere nehmen«, antworten sie und geben uns einen Schützen mit, um dem Ochsen den Gnadenschuß zu verabfolgen. Fünf Minuten später ist das Geschäft erledigt. Fünf Minuten später gebärden sich alle wie Besessene. Küchenmesser schwingend, mit aufgekrempelten Ärmeln kauern Frank und Jo über dem toten Tier. Blut tropft von ihren Händen, Blut rinnt über ihre Arme, sickert in dünnen Bächen über den zertretenen Rasen. Und plötzlich, als hätte die Unterwelt sie ausgespien, sammelt sich um den toten Ochsen eine lärmende Menge. Aus hundert Kellerlöchern kriechen sie hervor. Weiber, Männer, Kinder. Hat sie der Blutgeruch hergelockt? Mit Eimern kommen sie gelaufen. Mit Bütten und Wannen. Sie schreien und gestikulieren, reißen sich die Fleischfetzen aus der Hand. »Mir die Leber!« keift einer. – »Mir die Zunge! . . . die Zunge . . . die Zunge!« Fünf blutbeschmierte Fäuste zerren wütend die Ochsenzunge aus dem Schlund. Heike beginnt zu weinen. »Wie scheußlich!« »Ah«, kreischt eine Frau, fliegt wie ein Ball aus der Menge, dreht sich zweimal um sich selbst und rennt von dannen. Über ihrem Kopf schwenkt sie den Ochschweif. Ich schleiche mich beiseite. Noch nie ist mir so elend gewesen. So also sieht die Stunde der Befreiung aus. Der Augenblick, auf den wir zwölf Jahre gewartet haben? Daß wir uns um eine Ochsenleber balgen. Rafften, was wir nicht brauchen, einheimen, was wir nie besitzen wollten? Nein, das ist . . . ich weiß nicht, was es ist. Auf jeden Fall etwas Grauenvolles. So ausweglos, daß ich ins Machulkesche Ehebett krieche, die trophäierte Pferdedecke

meladengläser, Flaschen, Krüge, Tüten und Büchsen. Dazwischen ein rotgestreiftes Federbett. Verdreckt, halb ausgequollen. »Feldlager!« Frank läßt seine Koffer fahren und fischt einen Gegenstand aus dem Gras. »Erbsen mittelfein«, buchstabiert er vom aufgeweichten Etikett. Bis wir den Friedhof verlassen, haben wir ein vollzähliges Abendbrot eingesammelt. Etwas sandig im Geschmack, mit einem leisen Geruch von Mülleimer, aber immerhin ein Abendbrot. Nachlese aus den Überbleibseln einer russischen Siegesfeier.

Dann stehen wir vor der Siedlung. Dann steht die Siedlung vor uns. Man hat sie nicht in Brand gesteckt. Man war humaner als die Rächer von Lidice. »Braves Häuschen«, sagt Heike und klopft anerkennend auf das verrußte Gemäuer. »Ist übriggeblieben! Hat allen Stürmen standgehalten!« Wir eilen nach oben. Ein unerträglicher Gestank schlägt uns entgegen. Aufgerissene Schubladen, umgestoßene Schränke, zerbrochene Stühle, besudelte Tische. Wir waten durch Kleider und Küchengerät. Grammophonplatten knacken unter unseren Füßen, Pillenröhrchen und zerbrochene Flaschen. Ich rutsche auf etwas Glitschigem aus. »Ganz nüchtern sind die auch nicht gewesen.« Angewidert halte ich mir die Nase zu. Vor der Badezimmertür steht Andrik. Fassungslos starrt er auf den Ausgangspunkt des Gestanks. »Hier müssen Büffel am Werk gewesen sein«, stammelt er überwältigt und bemüht sich, die Wasserspülung in Gang zu setzen. Es gibt kein Wasser. Es gibt auch kein Gas, kein Licht und kein Telefon. Nur Chaos gibt es. Unübersehbares, undurchdringliches Chaos. Aus dem Keller kommt Dagmar. »Dort ist es noch schlimmer«, berichtet sie und fährt sich verstört durch die Haare. »Die Sintflut, sage ich euch, die reine Sintflut!«

Mittwoch, 2. Mai 1945

Fabian hat einen Herd gebaut. Aus Ziegelsteinen auf dem Küchenfußboden. Er qualmt fürchterlich. Aber er brennt. Es gibt genug zerbrochene Gegenstände, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Ich hocke vor dem niedrigen Rost. Alles